

Auf ein Neues!

Herzlich Willkommen im Schuljahr 2015/16

Themen:

- **Auf ein Neues**
- **„... und jetzt möchte ich nach Hause!“
Ganz persönliche und beruflichen Erfahrungen mit Integration und Inklusion von Wulf Schady**

Ich hoffe, Sie hatten einen erholsamen Urlaub und einen effektiven Schuljahresstart, ohne ärgerliche Sandkörner im Getriebe und mit möglichst wenig PbOn Problemen. Von Letzteren habe ich eines kennengelernt, das mal kein Softwareproblem war. An meiner Schule galt es drei freie Plätze im Kollegium aufzufüllen, an der Westküste kein kleines Problem. Dennoch waren wir lange vor den Sommerferien komplett. Es waren noch nicht alle Zeitverträge geschrieben, aber die Bewerber hatten in PbOn den entsprechenden Vermerk. Und trotzdem konnte eine Kollegin in der letzten Schulwoche noch abspringen, weil sie vom Schulamts des Nachbarkreises einen Vertrag an einer Schule bekommen hat, die näher an ihrem Wohnort liegt.

Bei dieser Kollegialität unter den Schülämtern nutzt das bestgepflegte PbOn nichts mehr.

Mich interessiert natürlich, ob dies im Lande ein Einzelfall war, oder ob sich hier ein Betätigungsfeld für unseren Verband ergibt. Sollten Ihnen ähnliche Fälle bekannt sein, teilen Sie es uns bitte mit. Die Kontaktdaten finden Sie auf der letzten Seite unseres Newsletters.

Doch schauen wir nach vorn. Das neue Schuljahr wird uns eine große Menge neuer Schüler bringen, die unplanbar in unsere Schulen kommen. In den ersten beiden Schulwochen wurden an meiner dreizügigen Grundschule 16 neue Flüchtlingskinder angemeldet. Die Überweisung an das zuständige DaZ-Zentrum verschafft uns einen klei-

nen Planungszeitraum. Die Stadtverwaltung versorgt uns glücklicherweise mit den Daten der Kinder bereits bei Zuzug. So können wir bis zur Rückkehr dieser Kinder aus den DaZ-Klassen noch reagieren. Der Handlungsspielraum wird dafür aber zunehmend kleiner.

Die unvorhersehbaren Schülerströme haben eine Größenordnung, die bei vielen Schulen vermutlich Veränderungen der Schülerzahlen im Bereich von ganzen Planstellen bewirken und sicherlich an vielen Orten die Schulträger vor Raumproblemen stellen werden. Ist diese Problematik schon allen Entscheidern bewusst? „Zur Lösung der Raumprobleme könnte man doch den Platz in den kleinen Dorfschulen nutzen.“, habe ich in der Presse gelesen. Pauschal will ich das nicht ablehnen, allerdings sollte im Blick bleiben, wie die Gesamtsituation der Flüchtlingsfamilien in kleinen Dörfern ist. Ein Auto werden sie nicht mitbringen. Letzteres ist für das Landleben aber häufig notwendige Voraussetzung.

Die Auswirkung der ansteigenden Schülerzahlen auf die Planstellenversorgung des Landes werden wir im nächsten Frühjahr erleben. Beim Anspruch unserer Ministerin auf eine über 100prozentige Erfüllung der Stundentafel bleibt m.E. nur die Schaffung zusätzlicher Stellen. Ein Anfang für das Fach DaZ ist gemacht. Der Ministerpräsident hat bis zu 280 neue Lehrkräfte versprochen. Die werden wir spätestens zum nächsten Schuljahr in allen Schularten und Fächern vermutlich auch brauchen.

s/vsh.de
Schulleitungsverband
Schleswig-Holstein

Interessenvertretung
für alle
Schulleitungsmitglieder

kompetent • kritisch • konstruktiv

Haben Sie schon eine/einen Schulasistentin/-assistenten? "Wir sind sehr erfreut über die Bewerbungssituation: Fast 1.300 Interessierte wollen schulische Assistentin oder Assistent werden; und in der Mehrzahl haben sich Menschen mit guter fachlicher Vorbildung beworben", teilt die Ministerin im Internet mit. Wie lange mag es dauern, aus diesen 1300 Bewerbungen die vielleicht 400 Bewerber auszufiltern, die dann in den Grundschulen des Landes tätig werden können? Starten sollte sie eigentlich mit Schuljahresbeginn. Die Verzögerung verdanken wir politischer Prinzipienreiterei zwischen Schulträgern bzw. deren Interessenverbänden und der Landesregierung. Aber das war bereits Thema des letzten Newsletters. Es geht auch an-

ders. An den Schulen der Schulträger mit eher an den Bedürfnissen der Schulpraxis orientierten Entscheidungen arbeitet bereits die Schulasistentenz. An allen anderen startet sie hoffentlich noch im laufenden Schuljahr.

2015/16 steht uns auch die Diskussion der neuen Grundschul-Zeugnisformulare ins Haus - wenn wir sie dann irgendwann rechtskräftig bekommen. Auch im August Nachrichtenblatt habe ich sie vergebens gesucht. Eigentlich ist das Grund genug, im nächsten Schuljahr nichts am Status quo zu ändern, sei er derzeit mit oder ohne Noten in Klasse 3 und/oder 4.

Für die ebenfalls für 2015/16 angekündigte Wiedereinführung der externen Evaluation bedauere ich es

sehr, dass unser Verband bislang nicht informiert oder eingebunden wurde. Wenn ich mich an die erste Einführung der externen Evaluation erinnere, hat unser Verband mit seinen Änderungsvorschlägen damals einiges zur Akzeptanz in den Schulen beigetragen. Erfreulich ist, dass die Evaluation diesmal nicht vor den Türen des Bildungsministeriums halt machen soll.

Auch im *slvsh* wird es Neuerungen geben. Intern arbeiten wir intensiv an der neuen Struktur unseres Verbandes und hoffen, bis zum 6. Oktober weitere Ergebnisse vorweisen zu können. Ich hoffe, wir sehen uns zahlreich in Bad Bramstedt.

Uwe Niekiet

PS: Durch den Streik der Post im Frühsommer wurde die Druckausgabe unseres Newsletters 2 nicht ausgeliefert. Er liegt dieser Ausgabe bei.

Das aktuelle Thema

„... und jetzt möchte ich nach Hause!“

Meine ganz persönlichen und beruflichen Erfahrungen mit Integration und Inklusion

Inklusion ist ein unveräußerliches Grundrecht aller Bürger! Sie ist nicht allein Aufgabe der Schule, sondern der Gesellschaft aller Mitbürger! Die grundgesetzlich garantierte Würde des Menschen – und damit seine Achtung und Gleichberechtigung – ist nicht über den Intelligenzquotienten, die Funktion der Sinne, die Gesundheit des Körpers oder seine Herkunft definiert! Warum ist die Verwirklichung dennoch mit so vielen Vorbehalten und Hemmungen verbunden? Widerspricht sie womöglich der Natur und damit der Denkweise des Lebewesens „Mensch“? Die Nazis sind mit dem Begriff „unwertes Leben“ auf wenig Widerstand gestoßen, so dass es ihnen sogar möglich war, nahezu ungehindert solche Menschen zu vernichten. Es existiert beim Thema Inklusion ein deutlicher Widerspruch zwischen deklariertem

Lebensrecht und gelebter Wirklichkeit!

Um der Inklusion eine Chance in den Köpfen und Herzen zu geben, lohnt es, ausführlich bei den Lebensmotivationen sog. „gesunder Menschen“ zu verweilen. Vielleicht eröffnen sich erst dabei erfolgversprechende Wege für eine innere Einbeziehung benachteiligter Menschen. Moralische Appelle oder gar Verordnungen werden eher das Gegenteil bewirken! Was also treibt den Menschen an? Verbleibt dabei noch Kraft und Wille für eine Inklusion Benachteiligter?

Ein Blick in die Medien gibt einen ersten Aufschluss für Prioritäten im Leben. Schlagzeilen machen: Sieger, Prominente, Erfolgreiche; technische und wirtschaftliche Fortschritte; politisches Agieren von „denen da oben“. Von Interesse sind auch Negativschlagzeilen von Verbrechen, Kriegen, Unglücken, schlicht vom Elend dieser Welt. Nachrichtenwert hat das Besondere, nicht das Alltägliche, Normale. Eine solche Auswahl verleiht

dargestellten Personen und Ereignissen eine herausgehobene Wertung. Greifen wir beispielhaft den von den meisten Menschen bevorzugten, scheinbar unverdächtigen, populären Bereich „Sport“ heraus. Körperliche Ertüchtigung ist vom Wesen her eine lustvolle, gesundheitsfördernde Freizeitaktivität. Diese individuellen Eigenschaften reichen der Menschheit von je her nicht aus. Als Luststeigerung muss ein Vergleich mit Mitmenschen herhalten: Wer ist besser, wer ist schwächer; wer ist Sieger, wer ist Verlierer? Großveranstaltungen, die sich in Zuspruch und freigesetzter Emotionalität nicht sonderlich von altrömischen Gladiatorenkämpfen unterscheiden, füllen riesige Stadien, besetzen umfangreiche TV-Sendezeiten und besitzen einen Umfang in der Pressedarstellung wie keine anderen gesellschaftlichen Ereignisse. Länderübergreifende Sportwettkämpfe sind meist hochpolitische Vorgänge, wie z.B. die Verleihung der Austragungsorte für Olympische Spiele oder

Weltmeisterschaften.

In den Tagesnachrichten nimmt der Bericht über Sportwettkämpfe oder einzelne Athleten einen bedeutenden Zeitbereich in Anspruch. In den „heute“-Nachrichten des ZDF um 19:00 Uhr gibt es neben einem Nachrichtensprecher sogar einen ständigen Sprecher für Sportnachrichten. Ein ständiger Sprecher für Lebensbereiche wie Kultur, Bildung, Wissenschaft, Soziales, Gesundheit, Politik, Justiz, Wirtschaft, Verkehr usw. ist nicht vorgesehen; Experten werden nur bei Bedarf hinzugezogen. Die Einrichtung eines ständigen Sportsprechers ist ein Zugeständnis an das Interesse und den Geschmack des Publikums an sportlichen Wettkämpfen mit Siegern und Verlierern und an Persönlichkeiten des Sports.

Der Konkurrenzgedanke scheint einer der wichtigsten Antriebe des Menschen zu sein. Dies belegen auch Sendungen außerhalb des Themas Sport: Deutschland sucht den Superstar, Schlag den Raab, Deutschlands intelligentestes Kind usw. Man geht anstrengende, auch lebensgefährliche Risiken ein für einen Eintrag in das Guinnessbuch der Rekorde, und vieles mehr. Für die Sicherung, Bestätigung und Geltung der eigenen Identität und die Stärkung des Egos ist der Vergleich mit anderen offensichtlich unverzichtbar. Sogar in ganz normalen Wohngebieten unterscheidet man noch nach Jahrzehnten – mit gefühlten Vortrittsrechten – zwischen „Einheimischen“ und „Zugereisten“. Der Mensch in seiner biologischen Natur unterliegt weiterhin den Darwin'schen Gesetzen, nach denen nur der Bessere, Schnellere, Klügere, Mächtigere, Stärkere ... eine bessere (Über-) Lebenschance besitzt. Die Werbung bedient erfolgreich solche Instinkte. Ohne geeignete „Ego-Pusher“ wären sonst geländegängige Allradautos mit 200 PS oder mehr bei unserem ausgebauten Verkehrsnetz schier unverkäuflich! Die etwas augenzwinkernde Auflistung der von mir genannten Beispiele von konkur-

rierendem Verhalten könnte irrtümlich den Verdacht auslösen, ich wolle dieses Verhalten an den Pranger stellen. Nichts liegt mir ferner! Ich klage nicht an, ich beschreibe! Der konkurrierende Vergleich mit Mitmenschen ist ein psychosozialer Instinkt, den ich für nicht „wegerziehbar“ halte; in kurz und bündiger norddeutscher Sprache: „isso“! Ideologische Gleichschaltungen haben nach ihrer Beendigung stets große Nachholbedarfe ausgelöst!

Wie sind vor dem Hintergrund einer solchen fest verwurzelten menschlichen Einstellung Chancen für eine Inklusion benachteiligter Menschen auszuloten? Gibt es Möglichkeiten für ein nachhaltig gedeihliches Miteinander im Sinne des Grundgesetzes? Große Vorbehalte gegen gemeinsames Lernen habe ich in meiner Dienstzeit bei Eltern nicht-benachteiligter Kinder erfahren. Hier herrschen oft Ängste und Befürchtungen vor, der Schulerfolg ihrer Kinder werde eingeschränkt oder gar gefährdet. Emotionalität dominiert hier oft rationale Argumentation. Die erbitterten Diskussionen um Wiedereinführung des dreigliedrigen Schulsystems, der G9 Gymnasien und der Notengebung dienen letztlich nur dem Bestreben, „Spreu vom Weizen“ zu trennen, um lieber „unter sich“ zu sein. Die klare Regelung, ein G9-Abitur über die Gemeinschaftsschule, ein G8-Abitur nur über das Gymnasium zu erreichen, hatte bis 2012 dazu geführt, dass es unter den 3099 deutschen Gymnasien nur noch 16 Schulen mit einem G9 Abschluss gab. Mittlerweile haben Elterninitiativen in mehreren Bundesländern eine Rückkehr zum G9 Gymnasium bewirkt. Als Begründung wird gern ein nicht angepasstes Curriculum für die G8 Form genannt. Allerdings begegne ich immer wieder dem Argument, auch von Eltern in politischen Ämtern, dass ein G9 Abitur an einer Gemeinschaftsschule für ihr eigenes Kind nicht in Frage käme, weil es hier mit den vormaligen Hauptschülern in

einer Klasse Unterricht hätte! Bettina Wegners Lied „Spiel nicht mit den Schmuttelkindern“ ist sehr präsent! Die Hamburger Initiative zum Erhalt der vierjährigen Grundschule hatte – unausgesprochen – dieselbe Intention.

Wir müssen uns nichts vormachen, mit „besorgten“ Eltern ist Inklusion kaum umzusetzen. Wenn es eine Chance geben kann, dann mit den Kindern selber und einem sorgfältig austariertem Integrationsprogramm! Ich selber bin mit einer geistig behinderten Schwester aufgewachsen. Meine weitere Schwester und ich haben das in allem verzögerte Verhalten unserer jüngsten Schwester zwar wahrgenommen, dies aber als gegeben und damit als völlig normal verstanden. Nach mehreren Jahren machte uns ein Spielkamerad mit seinem spontanen Ausruf „Die schielt ja!“ erstmalig auf ein „Anderssein“ meiner Schwester aufmerksam.

Diese eigene Beobachtung veranlasst mich zu der Annahme, für deren Allgemeingültigkeit ich keine Belege habe, dass in Krippen und Kindertagesstätten auf Grund der unbefangenen Wahrnehmung in diesem Alter eine gute Chance auf Inklusion gegeben ist, eine Chance – mehr nicht. Mit Beginn der Schulzeit ist ein Teil der kindlichen Unbefangenheit einer zunehmend kritischeren Sichtweise gewichen. Bisherige Lebenserfahrungen, soziale Bindungen, eigene Interessen haben Vorstellungen wachsen lassen, die ein offenes Zugehen auf Behinderte erschweren können. Dies gilt im Übrigen in gleicher Weise für das Verhalten von behinderten Kindern. Diese Sichtweise ist nicht zu unterschätzen!

Inkludieren ist daher ein fein auszu-tarierender Lernprozess mit Rück- und Fortschritten. Das gemeinsame Erziehungs- und Erlebnisfeld benötigt sowohl gemeinsame Betätigungsfelder, als auch getrennte Rückzugsfelder! Die in Schule bislang praktizierte – oft angeordnete – Inklusion berücksichtigt diese sensiblen Bedingungen

selten oder gar nicht. Die reine Zusammenführung Behinderter und Nicht-Behinderter wird bereits als Inklusion deklariert. Die Erfahrung wird zeigen, dass Inklusion nicht die Voraussetzung sondern das Ergebnis einer behutsamen, langjährig pädagogisch begleiteten Zusammenführung ist! Ein weiteres, mich prägendes Erlebnis mit meiner behinderten Schwester Margrit hat mir als Leiter einer Grundschule hilfreiche Einsichten in meine Integrationsarbeit vermittelt. Margrit nahm von Beginn an am normalen Familienleben teil; es gab kein „Verstecken“ vor der Öffentlichkeit. Nach 50 Jahren Obhut durch meine Eltern riet ich meinen Eltern, Margrit für ca. eine Woche in ein persönlich bekanntes Heim zu geben, um nach so langer Zeit einmal zu zweit Urlaub zu machen. Nach vielen Bedenken und Gewissensproblemen wurde meine Anregung schließlich umgesetzt. Sowohl die Eltern, als auch Margrit kamen gut erholt und fröhlich wieder zusammen. Im nächsten Jahr wurde die Unternehmung daraufhin wiederholt. Als ich nach Beendigung des Urlaubs Margrit zu meinen Eltern zurück brachte, kam es wenig später zu dem denkwürdigen Ausspruch meiner Schwester, der meine Einsicht in die Gefühlswelt von Behinderten nachhaltig erweiterte. In ihrer noch kindlichen Unbefangenheit und unverstellten Ehrlichkeit sagte sie unvermittelt: „Und jetzt will ich wieder nach Hause!“ Sie sagte nicht „zu meinen Freundinnen“, nein, sie sagte „nach Hause“! Meine Eltern sahen sich betroffen an. 50 Jahre lang hatten sie Margrit unter großen persönlichen Einschränkungen und Verzichtseleistungen ein liebevolles Zuhause gegeben. Und nun betrachtet Margrit die Gemeinschaft ihrer neuen Freundinnen als ihr Zuhause!

Offenbar gibt es Bedürfnisse von Be-

hinderten, die Gesunde nicht erfassen, geschweige befrieden können. Was für einen Behinderten gut sein soll, wird häufig aus der Sicht eines Gesunden beurteilt und entschieden. Margrit hatte ihre eigenen Bedürfnisse artikuliert. Die Art des Scherzens und des miteinander Herzens, die Art der Kommunikation unter ihresgleichen konnten wir Gesunden mit bestem Willen nicht leisten.

Ich schlug meinen Eltern vor, die jetzt praktizierte Regelung umzudrehen, d.h. Margrit ins Heim zu geben, verbunden mit Urlaubsbesuchen bei ihnen. So geschah es. Meine Schwester erreichte mit 63 Jahren ein für Menschen mit Down-Syndrom ungewöhnlich hohes Lebensalter. Sie blieb bis zum Schluss – trotz zunehmender Gebrechen – ein fröhlicher Mensch. Für die Integrationsarbeit an meiner Schule habe ich aus dieser Erfahrung mitgenommen, in schulischen oder pädagogischen Entscheidungen, in die Vorstellungen und Wünsche dieser Kinder „hinein zu horchen“ und nicht allein aus „wohlthätiger“ Sicht, die angeblich weiß, was für Behinderte gut ist, zu verfahren.

An meiner Schule gab es eine sog. „Förder-Diagnose-Klasse“ (FD-Klasse) unter Leitung einer Sonderschullehrerin, in der Kinder mit deutlich erhöhtem sonderpädagogischen Förderbedarf zunächst beschult wurden. Ziel war stets die Anbahnung an eine Regelklasse. Musisch-sportliche Fächer waren oft Einstiegsfächer. Leistungsbezogenen Fächer kamen dank bindendifferenzierter Planarbeit sukzessive hinzu. Eine Leistungsangleichung war nicht erklärtes Ziel. Eigentliches und wichtigstes Ziel war die sozial-emotionale Eingliederung in die Klassengemeinschaft. Bei länger anhaltenden Störungen bot die FD-Klasse ein Rückzugsgebiet, in der Regel für einen bestimmten Zeitraum. Wäh-

renddessen wurde eine Wiederanbahnung versucht. In Einzelfällen gelang dies nicht; diese Kinder entfalten sich besser in der FD-Klasse. Auch dies ist ein Recht, das wir zugestanden haben (...ich möchte jetzt nach Hause!).

Die auftretenden Störungen durch behinderte Kinder können nicht-behinderte Kinder oft nicht recht einschätzen, sie fühlen sich dann einer Situation hilflos ausgesetzt. Die Lehrkraft ist dabei besonders gefordert, aber vielfach ohne Chance, beiden Seiten gerecht zu werden. Weder behinderte noch gesunde Kinder kommen dann zu ihrem Recht! Die FD-Klasse als Rückzugsfeld wird beiden Seiten gerecht. Hinzukommt, dass nicht alle Lehrkräfte die Voraussetzungen für eine Integrationsarbeit mitbringen, besonders, wenn sie eher fach- als erziehungsorientiert arbeiten. Innere Einstellung und Belastbarkeit sind hierfür unabdingbare Voraussetzungen. Misslungene Inklusionsarbeit schadet nicht nur behinderten Kindern. Bei einem normal entwickelten Kind, das sich durch fortlaufende Störungen, durch Inanspruchnahme der Lehrkraft und durch ein angespanntes Klassenklima um seine Lernfreude und Lernergebnisse häufig beeinträchtigt sieht, kann sich eine negative Einstellung zu Behinderten entwickeln – jetzt durch eigene Erfahrung verfestigt! Im schlimmsten Fall kann eine fehlerhafte oder gar misslungene Inklusion eine Art „Pegida-Stimmung“ gegen Behinderte induzieren! Wir sind zum Erfolg verdammte! Wenn wir Inklusion wollen, müssen wir Abstand nehmen von verordneter Zusammenlegung. Inklusion ist das Ergebnis fein austarierter Integrationsstufungen. Als Ergebnis darf nur die erfolgreiche Vergemeinschaftung aller Beteiligten gelten.

Wulf Schady